

Leseprobe aus:
Stephan Lessenich
Neben uns die Sintflut



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

 HANSER BERLIN



Stephan Lessenich

Neben uns die Sintflut

Die Externalisierungsgesellschaft
und ihr Preis

Hanser Berlin

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25295-0

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

»Es ist ein charakteristisches Merkmal von Imperien, weite Teile des Planeten zu beeinflussen, ohne dass sich die Bevölkerung des Imperiums dieses Einflusses bewusst wäre – oder dass sie auch nur von der Existenz vieler der betroffenen Orte wüsste.«

Rob Nixon, *Slow Violence and the Environmentalism of the Poor* (2011)

Inhalt

Kapitel 1

Neben uns die Sintflut 9

Kapitel 2

Externalisierung:
Soziale Ungleichheit, relational gesehen 31

Kapitel 3

Leben und sterben lassen:
Externalisierung als ungleicher Tausch 77

Kapitel 4

Dringen gegen draußen:
Externalisierung als Mobilitätsmonopol 125

Kapitel 5

Wir müssen reden:
Wegdenken war gestern 171

Danksagung 200

Nachweise 202

Literatur 216

Neben uns die Sintflut

»Die internationale Arbeitsteilung besteht darin, dass einige Länder sich im Gewinnen und andere im Verlieren spezialisieren.«

Eduardo Galeano,
Die offenen Adern Lateinamerikas (1973)

Chronik eines angekündigten Unglücks oder Rio Doce ist überall

Mariana, am 5. November 2015: In der Bergbaustadt im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais brechen die Dämme zweier Rückhaltebecken, in denen die Abwasser einer Eisenerzmine gesammelt wurden. 60 Millionen Kubikmeter schwermetallhaltigen Schlamm – dem Inhalt von 25000 olympischen Schwimmbecken entsprechend – ergießen sich über die Anrainergemeinde Bento Rodrigues und in den Flusslauf des Rio Doce. Laut dem Betreiber der Mine, Samarco Mineração S.A., durch ein leichtes Erdbeben freigesetzt, begräbt der aus den Becken flutende Klärschlamm umliegende Bergdörfer und einen Teil ihrer Bewohner unter sich. Den ehemals »Süßen Fluss« lässt er auf drei Vierteln seines 853 Kilometer langen Laufs zu einem giftigen Strom aus Rückständen von Eisen, Blei, Quecksilber, Zink, Arsen und Nickel werden, rund 250000 Menschen sind damit jäh von der Trinkwasserversorgung abgeschnitten. Nach vierzehn Tagen erreicht die rote Flut die Atlantikküste und ergießt sich, ein verwüstetes Ökosystem hinter sich lassend, ins Meer. Wenige Wochen später spricht die brasilianische Präsidentin Dilma Rousseff auf der Pariser Kli-

makonferenz von der schlimmsten Umweltkatastrophe in der Geschichte ihres Landes.

So beeindruckend die Bilder von verschlammten Landschaften und verendeten Tieren, vom toten Fluss und seiner sich dreckig rot färbenden Mündung sind, so bedrückend ist der Fall Rio Doce doch gerade nicht in seiner Einzigartigkeit, sondern in seiner perversen Normalität. Denn Rio Doce ist überall. In seinen Ursachen wie in seiner Bearbeitung, in der Absehbarkeit des »Unglücks« wie auch der Reaktionen darauf steht dieser Fall stellvertretend für die herrschenden globalen Verhältnisse. Er steht sinnbildlich nicht nur für eine ökonomisch-ökologische Weltordnung, in der die Chancen und Risiken gesellschaftlicher »Entwicklung« systematisch ungleich verteilt sind. Er verweist zudem in geradezu idealtypischer Weise auf das lokal-, regional- und weltpolitische *business as usual* im Umgang mit den Kosten des industriell-kapitalistischen Gesellschaftsmodells.

Was am Rio Doce passiert ist, war eine ganz normale Katastrophe – und eine mit Ansage. Eine Katastrophe, wie sie sich so oder so ähnlich seit vielen Jahren immer wieder abspielt, in Brasilien und anderswo in den rohstoffreichen Ländern dieser Welt. Als ökonomische Strategie in der globalen Arbeitsteilung setzen diese Länder notgedrungen auf die Ausbeutung ihrer natürlichen Ressourcen – und sie tun dies auf intensive, im Zweifel rücksichtslose Weise. Wobei dieses »sie tun es« sofort qualifiziert gehört, denn nicht selten wird das – je nach Weltmarktpreisen – mehr oder weniger lukrative Geschäft an transnationale Konzerne vergeben. Brasilien ist mit fast 400 Millionen gefördertten Tonnen (2011) der weltweit drittgrößte Eisenerzproduzent nach China und Australien. Die zunächst staatliche, 1997 privatisierte Vale S.A., ehemals Companhia Vale do Rio Doce, ist neben den britisch-australischen

Konzernen Rio Tinto Group und BHP Billiton eines der drei größten Bergbauunternehmen der Welt und mit einem Marktanteil von 35 Prozent der weltgrößte Eisenerz-Exporteur. Gemeinsam mit BHP Billiton ist Vale über die Tochterfirma Samarco Eigentümerin der Mine in Mariana.

Der bei den Damnbrüchen abgegangene Schlamm sei nicht giftig und bestehe hauptsächlich aus Wasser und Kieselerde, hatte Samarco zunächst mitgeteilt. Diese Aussage erwies sich bald als ebenso falsch wie der Verweis auf Erdstöße als Unglücksursache. Es liegt nahe, diese vielmehr in den typischen Attributen des Verwaltungshandelns in sogenannten »Dritt-weltstaaten« zu suchen, also in Korruption, Klientelismus und mangelnden Kontrollen. An der Oberfläche des Geschehens lässt sich denn auch genau dies finden: Die geborstene Klärschlammbecken wiesen schon seit längerem bekannte Sicherheitsmängel auf, die von der zuständigen Staatsanwaltschaft bereits im Jahr 2013 gerügt worden waren. Die Behörde wies dabei auch auf die akute Gefährdung des Dorfes Bento Rodrigues hin sowie darauf, dass für dessen Bewohner keinerlei Sicherheitsvorkehrungen bestünden. Die vom Bundesstaat Minas Gerais, dem größten Erzabbaugebiet Brasiliens, geforderten Sicherheitsprüfberichte seien, so heißt es, im Fall Samarco nicht von unabhängigen Expertinnen, sondern von Mitarbeitern des Unternehmens selbst erstellt worden.* Fast zeitgleich

* Wie an dieser Stelle in einem Atemzug von »Expertinnen« und »Mitarbeitern« die Rede ist, werde ich auch im Folgenden zur Bezeichnung von Personen oder Personengruppen unbekanntes bzw. potentiell unterschiedlichen Geschlechts in losem Wechsel immer mal wieder die weibliche oder die männliche Form verwenden. Damit sollen sowohl das übliche generische Maskulinum (mit einleitender Rettungsklausel, es sei selbstredend immer auch das andere Geschlecht mitgemeint) wie auch umständliche und unschöne Varianten eines standardisiert geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs vermieden werden. In letzterem Sinne wer-

mit dem Dambruch votierte eine Kommission des Senats, der höheren Kammer im brasilianischen Nationalkongress, in dem sich die Bergbau-Lobby stets auf politische Unterstützung verlassen kann, für »mehr Flexibilität« bei den behördlichen Überprüfungen der Minenbetreiber.

Alles also eine Frage unterentwickelter Staatlichkeit, versagender Institutionen, einer »nichtwestlichen« politischen Kultur? Nun ja. Die andere Seite der Chronik eines angekündigten »Unglücks« ist, dass die Belastung der nunmehr geborstenen Talsperren erst kürzlich massiv erhöht worden war. Trotz (oder wegen) des zuletzt eingetretenen Verfalls der Weltmarktpreise hatten die beiden Großkonzerne die Fördermenge der Samarco-Mine gegenüber dem Vorjahr um fast 40 Prozent auf 30,5 Millionen Tonnen gesteigert – eine Marktflutungsstrategie, die in Mariana zu einer starken Zunahme des Minenabraums führte und im Effekt zu einer Überflutung des Umlands. Auch das dritte und größte, einstweilen noch intakte Rückhaltebecken der Eisenerzmine in Mariana weist übrigens gefährliche Risse des Staudamms auf. Und dies sind nur drei von insgesamt 450 Dämmen, die allein in Minas Gerais Abwässer aus Bergbau und Industrie zurückhalten. Etwa ein Dutzend dieser Giftstauseen bedrohen den Rio Paraíba do Sul und damit mittelbar die Trinkwasserversorgung der Metropolregion Rio de Janeiro mit ihren zehn Millionen Einwohnern.

Während die Geschehnisse am Rio Doce also eine Katastrophe für die Natur (und für die in und von dieser lebenden Menschen) ist, war sie doch keine Naturkatastrophe. Ihre Hintergründe sind alles andere als »natürlich«: Sie liegen in der Anlage des Weltwirtschaftssystems begründet, in den durch

den allerdings eingeführte Komposita wie beispielsweise die »Staatsbürgerrechte« als solche beibehalten – obwohl z.B. diese Rechte mittlerweile auch Personen nichtmännlichen Geschlechts offenstehen.

dieses System geprägten Entwicklungsmodellen der rohstoffreichen Länder, in den Weltmarktstrategien der transnationalen Konzerne, im Ressourcen hunger der reichen Industriestaaten, in den Konsumpraktiken und Lebensstilen ihrer Bewohnerinnen. Das, was in Mariana, Minas Gerais, Brasilien stattgefunden hat und dort, jenseits der medial wahrgenommenen Unglücke und Katastrophen, alltäglich stattfindet, ist keine Frage der lokalen Verhältnisse – jedenfalls nicht nur oder im wahrsten Sinne des Wortes nur am Rande. Was sich, aus unserer Sicht, an der »Peripherie« der Welt abspielt, an den Außenposten des globalen Kapitalismus, verweist zurück auf das Zentrum des Geschehens oder, genauer: auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in jenen Regionen, die sich für den Nabel der Welt halten und ihre Machtposition im wirtschaftlichen und politischen Weltsystem nutzen, um die Spielregeln vorzugeben, an die andere sich halten müssen und deren Folgen andernorts spürbar werden.

Zu diesen Spielregeln gehört auch und vielleicht sogar vor allen Dingen, dass nach »Vorfällen« wie in Mariana schnellstmöglich zur Tagesordnung übergegangen wird. Nicht nur vor Ort, wo der Widerstand gegen die Erzbergbauindustrie aus naheliegenden Gründen schwer zu organisieren ist: Die Menschen in Minas Gerais sind von ihr abhängig, ob sie wollen oder nicht. Vier von fünf Haushalten in Mariana hängen in ihrer Existenz an der Mine. Sollte sie geschlossen werden, könne man auch gleich den ganzen Ort dichtmachen, so der Bürgermeister Duarte Júnior. Nach der »Katastrophe« gingen dort immer wieder Menschen auf die Straße, um zu protestieren – freilich nicht gegen den Minenbetreiber, sondern dafür, dass die Mine möglichst bald wieder in Betrieb gehen möge. Parallel fanden sich selbstverständlich sogleich »Experten«, die Entwarnung gaben bzw. vor unangebrachter Umwelthysterie

warnten. Paulo Rosman, Professor für Küsteningenieurwesen an der Universität von Rio de Janeiro und Autor einer hastig erstellten Folgenabschätzung im Auftrag des brasilianischen Umweltministeriums, erklärte den Rio Doce zwar für »momentan tot«, taxierte die »Wiederherstellungsfrist« der Natur am Ort des Dammbrochs allerdings auf nur ein Jahr und erklärte die Auswirkungen im Mündungsgebiet des Flusses für »vernachlässigbar«. Die Situation dort werde sich innerhalb weniger Monate bereinigen, die in dieser Jahreszeit zu erwartenden heftigen Regenfälle würden den Rio Doce gewissermaßen »waschen« – »ein ganz natürlicher Prozess«.

Solcherart Reinwaschen der unansehnlichen Situation ist wiederum ganz nach dem Geschmack nicht nur der vor Ort operierenden multinationalen Bergbaukonzerne, sondern auch des Publikums in den hochindustrialisierten Gesellschaften Europas und Nordamerikas. Die Menschen in diesen Ländern hängen nämlich ganz dick mit drin im Verursachungszusammenhang der brasilianischen Katastrophe. Sie – und also »wir« – sind Teil der Misere, nicht nur der brasilianischen oder lateinamerikanischen. Wir stehen hinter dem global im großen Stil betriebenen Ressourcenabbau und den damit in den rohstofffördernden Ländern einhergehenden Umweltbelastungen, Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnissen.

Nehmen wir das Aluminiumerz Bauxit, das in vielen Ländern des Tropengürtels lagert. Brasilien ist (Stand 2008) nach Australien und China sowie vor Guinea der drittgrößte Bauxitproduzent der Welt. In allen Ländern mit nennenswerten Lagerstätten ist der Abbau im vergangenen Jahrzehnt stark angestiegen: Das Bergbauunternehmen Rio Tinto etwa steigerte die weltweite Förderung zwischen 2006 und 2014 von 16 auf 42 Millionen Tonnen (und die Eisenerzförderung parallel von 133 auf 234 Millionen Tonnen). Bauxitgestein wurde schon im

19. Jahrhundert in Europa entdeckt und abgebaut, die Vorkommen in den südlichen Weltregionen sind jedoch ungleich größer und produktionstechnisch wertvoller. Praktisch der gesamte Bauxitabbau dient der Herstellung von Aluminium – das wiederum in zahlreichen Gütern des alltäglichen und außeralltäglichen Bedarfs rohstoffnutzender Länder verarbeitet wird. Zum Beispiel in fein säuberlich portionierten und leicht verwendbaren Kaffeekapseln.

Zur Produktion des Kaffeekapselstoffes Aluminium bedarf es eines extrem hohen Energieeinsatzes: Um ein Kilogramm aus dem Rohstoff Bauxit zu gewinnen, werden vierzehn Kilowattstunden Strom benötigt, wobei etwa acht Kilogramm Kohlendioxid freigesetzt werden. Nicht nur in diesem Lichte betrachtet, ist der werbetechnisch von einem weltbekannten, charmanten und gutaussehenden Schauspieler unterstützte Siegeszug der Aluminiumpads ungeheuerlich: Allein in Deutschland wurden 2014 zwei Milliarden der vor wenigen Jahren noch gänzlich unbekanntes Kaffeekapseln geleert, Tendenz steigend. Branchenschätzungen zufolge verkauft die Schweizer Nestlé-Tochter Nespresso mittlerweile weltweit mindestens acht Milliarden Einheiten jährlich – bei einem Kapselgewicht von einem Gramm ergibt schon dies einen Berg von acht Millionen Kilogramm Aluminiumabfall. Wohlgemerkt: in einem Jahr, allein an Kaffeekapselmüll. Dabei wird Nespresso sogar noch dafür gelobt, sortenreine und daher recyclingfreundlichere Kapseln zu verwenden – die Konkurrenz krönt ihre deutlich schwereren Kunststoffdöschen zusätzlich mit einem Aluminiumdeckel. Der Werbeslogan des Unternehmens – »Nespresso. What else?« – hat also auch umweltpolitisch durchaus seine Berechtigung.

Aber seien wir ehrlich – und unironisch. Lassen wir uns nicht den »unvergleichlichen Kaffeegenuss« (»Entdecken Sie

unsere 23 Grands Crus«, »schnelle Lieferung« mit der »Nespresso Mobile App«) auf der Zunge zergehen, sondern den bitteren Beigeschmack der bestehenden Produktions- und Konsumverhältnisse. Für die kurze Pause zwischendurch in einem durchschnittlichen deutschen Haushalt werden im brasilianischen Regenwald Bauxitabbaugebiete gerodet. Für unseren Kaffeegenuss am Ende eines köstlichen, aber doch etwas schweren Abendessens werden »irgendwo in Afrika« die Bodenschätze geplündert, natürliche Lebensräume zerstört, die Giftmüllbecken und -halden gefüllt. Für den Kick für den nächsten Augenblick wirtschaftlicher Wertschöpfung wird in den Verwaltungsbüros global agierender Unternehmen rasch noch ein Kaffee gekippt, denn die Räder dürfen ja nicht stillstehen, sondern müssen am Laufen gehalten werden: die Räder der Produktion unseres Wohlstands, unter die dann – was soll man machen? – in weiter Ferne andere geraten.

Wobei hier bislang überhaupt nur die Spitze des Eisbergs des europäisch-nordamerikanischen Kaffeekapselhypes in den Blick genommen worden ist: Es war ja noch nicht einmal die Rede von den Arbeitsbedingungen in den Produktionsstätten des brasilianischen Erzbergbaus; noch nicht davon, dass der Giftmüll nicht nur bei der Rohstoffproduktion im Tropengürtel dieser Welt anfällt, sondern im Zweifel auch per Müll-export aus den wohlhabenderen Weltregionen wieder dorthin zurückkehrt; oder von den sozialen, ökonomischen und ökologischen Umständen des Kaffeeanbaus, seiner Ernte und seines Transports in die kaffeekonsumierenden Zentren der Welt. Und die Wertschöpfungskette Kaffee wiederum, die Produktions- und Konsumwelt der kleinen Kaffeepads, ist ja nur die Spitze eines weiteren, noch viel größeren Eisbergs, eines gigantischen globalen Prozesses der permanenten Umverteilung von Gewinnen und Verlusten. Ganz gleich, ob man nun die

Baumwollproduktion oder den Sojaanbau nimmt, die grassierende SUV- oder Smartphone-Manie: »Rio Doce« ist überall.

Genauer gesagt: Die Flutung riesiger Landstriche mit giftigen Abwässern aus der Ressourcenförderung für den globalen Norden hätte überall stattfinden können – überall im globalen Süden. Es gibt unzählige »Rio Doces« auf dieser Welt, und nicht zufällig fließen diese zumeist in deren südlichen Gefilden. Oder sie fließen dort eben nicht mehr, weil ihnen vom Norden aus gleichsam das Wasser abgegraben wird – wie dem Rio Doce, der sich zwischenzeitlich in eine schwerfällig-gallertartige rote Masse verwandelt hat. Die Geschichte des »Unglücks« am Rio Doce zu erzählen heißt, gleich *zwei* Geschichten erzählen zu müssen: die verschränkten, verkoppelten, sich kreuzenden Geschichten des Unglücks der einen – und des Glücks der anderen.

Ebendiese Doppelgeschichte soll hier in den Blick genommen werden. Es geht um den Einblick in Zusammenhänge, die Einsicht in Abhängigkeiten, in globale Beziehungsstrukturen und Wechselwirkungen. Es geht um die andere Seite der westlichen Moderne, um ihr »dunkles Gesicht«, um ihre Verankerung in den Strukturen und Mechanismen kolonialer Herrschaft über den Rest der Welt. Es geht um Reichtumsproduktion auf Kosten und um Wohlstandsgenuss zu Lasten anderer, um die Auslagerung der Kosten und Lasten des »Fortschritts«. Und es geht noch um eine weitere, *dritte* Geschichte: um die Abwehr des Wissens um ebendiese Doppelgeschichte, um deren Verdrängung aus unserem Bewusstsein, um ihre Tilgung aus den gesellschaftlichen Erzählungen individuellen und kollektiven »Erfolgs«. Wer von unserem Wohlstand hierzulande redet, dürfte von den damit verbundenen, verwobenen, ja ursächlich zusammenhängenden Nöten anderer Menschen andernorts nicht schweigen. Genau das aber ist es, was ununterbrochen geschieht.

Das globale Wohlstandsgefälle oder Ich wollt', ich wär' ein Hund

Man kann das Leben auf Kosten Dritter auch aus einer anderen, sozialstatistischen Perspektive beleuchten. Was zunächst als der abstraktere Blick erscheinen mag, erweist sich rasch als ebenso plastisch wie die Bilder aus der roten Giftmüllhölle Brasiliens. Pünktlich zum Weltwirtschaftsforum 2015 in Davos hat die internationale Hilfsorganisation Oxfam beeindruckende Daten zur weltweiten sozialen Ungleichheit präsentiert. Der Studie zufolge besitzt im Jahr 2016, den jüngeren Trend zur Verschärfung des globalen Wohlstandsgefälles fortsetzend, das reichste Prozent der Weltbevölkerung so viel wie die restlichen 99 Prozent: Eine kleine Gruppe von Begüterten und der große Rest der anderen verfügen zu gleichen Teilen über den Weltwohlstand. Der im Jahr 2011 geprägte Protestslogan von *Occupy Wall Street* – »wir sind die 99 Prozent« – erhält damit im Weltmaßstab statistische Weihen. Auf den ersten Blick noch eindrucksvoller erscheint Oxfams Befund, wonach die 80 vermögendsten Personen auf dem Globus über dasselbe Maß an materiellen Ressourcen verfügen wie die gesamte ärmere Hälfte der Weltbevölkerung zusammen.

Achtzig zu dreieinhalb Milliarden: So absurd zumal dieses Größenverhältnis anmutet, so sehr drohen entsprechende Zahlen zugleich auch die interessierte Öffentlichkeit in die Irre zu führen – bzw. ihr nach dem Mund zu reden. Legen sie doch die Deutung nahe, dass das Problem der globalen sozialen Ungleichheit maßgeblich an einem extrem kleinen Kreis von Superreichen liege und die Lösung desselben in den Händen einer diese paar Dutzend Multimilliardäre anständig besteuernenden Politik (wenn nicht gar, nach dem Vorbild der spendablen Magnaten Bill Gates oder Mark Zuckerberg, in den

Händen der Weltgrößtverdiener selbst). Sicher: Die in den Oxfam-Daten zum Ausdruck kommende Vermögenspolarisierung ist durch und durch skandalös. Und gegen eine international koordinierte Steuerpolitik etwa gegenüber globalen Finanztransaktionen, wie sie jüngst auch der neue Star am Ökonomenhimmel, Thomas Piketty, gefordert hat, ist außer der Unwahrscheinlichkeit ihrer politischen Durchsetzung und administrativen Umsetzung wenig einzuwenden.

Doch der Kern des Problems reicht – man mag sagen: leider – deutlich tiefer. Denn die Sozialdiagnose »Alles haben und noch mehr wollen«, so der sprechende Titel besagter Reichtumsstudie (*Wealth: Having It All and Wanting More*), umschreibt keineswegs nur die Lebensumstände, Interessenlagen und Handlungsziele der »oberen Zehntausend« dieser Welt. Alles zu haben und dennoch mehr zu wollen: das ist nicht nur die lebenspraktische Agenda jener *happy few* am obersten Ende der gesellschaftlichen Reichtumsverteilung, auf die man als deutscher Durchschnittsbürger und Otto Normalverbraucherin mit spitzem Moralfinger und scharfen Umverteilungsforderungen zeigen könnte. Es ist im Kern zugleich auch eine durchaus zutreffende Beschreibung der Lebensweisen, Gefühlslagen und Zukunftswünsche breiter gesellschaftlicher Mehrheiten in den wohlhabenden Ländern der Welt. Alles zu haben und noch mehr zu wollen ist kein Einstellungsprivileg derer »da oben«. Den eigenen Wohlstand zu wahren, indem man ihn anderen vorenthält, ist das unausgesprochene und uneingestandene Lebensmotto der »fortgeschrittenen« Gesellschaften im globalen Norden – und ihre kollektive Lebenslüge ist es, die Herrschaft dieses Verteilungsprinzips und die Mechanismen seiner Sicherstellung vor sich selbst zu verleugnen. Im Weltmaßstab der nationalen Reichtumsverteilung gesehen, stehen nämlich wir Durchschnittsdeutsche »ganz

oben« – und sehen über die Verhältnisse »da unten« gerne souverän hinweg.

Das ist durchaus verständlich. Und zwar nicht nur, weil es erhebliche und zuletzt weiter wachsende Ungleichheiten »daheim« gibt, die uns und unserer Wahrnehmung im Wortsinne näherliegen. Sondern auch, weil ein Blick über den Tellerrand der nationalen Wohlstandsverteilung Ungeheuerliches zutage fördern würde. Wer sich die enormen Einkommensunterschiede zwischen den reichsten und den ärmsten Weltregionen auch nur statistisch, in dünnen Zahlen, vor Augen führt, kann »eigentlich« nicht so weitermachen wie bisher. Eine solche Weltungleichheitsskala, wie sie von den US-amerikanischen Soziologen Roberto Korzeniewicz und Timothy Moran für das Jahr 2007 berechnet worden ist, zeigt, dass praktisch alle Einkommensgruppen in den europäischen Ländern dem reichsten Fünftel der Weltbevölkerung zuzurechnen sind – in Norwegen zählt selbst das einkommenschwächste Zehntel global noch zu den wohlhabendsten zehn Prozent. Umgekehrt gehören große Teile des südlichen Afrikas und zum Beispiel auch 80 Prozent der fast 100 Millionen Menschen zählenden äthiopischen Bevölkerung zu dem weltweit ärmsten Zehntel.

Um es nochmals zu betonen: Es geht hier nicht darum, soziale Ungleichheiten mehr oder weniger krassen Ausmaßes innerhalb aller Länder dieser Welt zu verharmlosen oder gar in Abrede zu stellen. Es gibt Armut in Deutschland, ebenso wie es in Äthiopien Reiche gibt. Die Gegenüberstellung der Verhältnisse in den insgesamt wohlhabenden Gesellschaften des globalen Nordens – mit im Durchschnitt hohem Lebensstandard, weiten Optionsräumen der Lebensgestaltung und großem Ressourcenverbrauch – und der Lebensbedingungen in den durchschnittlich ungleich ärmeren, damit auch chancen- und emissionsärmeren Gesellschaften des globalen Südens soll

nicht die internen Ungleichheiten auf beiden Seiten vergessen machen. Sie soll aber sehr wohl dafür sensibilisieren, dass etwa Pikettys vielgerühmte und hierzulande breit diskutierte Abhandlung über *Das Kapital im 21. Jahrhundert* einer durchaus einseitigen Sichtweise das Wort redet: Piketty zeigt, dass es in den reichsten Ländern der Welt Reiche gibt, die neuerdings noch reicher werden und die – ganz entgegen der in diesen Gesellschaften herrschenden Leistungsideologie – ihre Position und deren Aufrechterhaltung maßgeblich nicht eigener Anstrengung verdanken, sondern der Verwertung ererbten Kapitals. Was die Studie des französischen Ökonomen hingegen nicht thematisiert, ist die Tatsache, dass sich im Weltmaßstab eine ganz ähnliche Struktur etabliert hat.

Betrachtet man nicht nur, wie Piketty, die Dynamiken innergesellschaftlicher Ungleichheit in den Vereinigten Staaten, in Großbritannien und Frankreich, mit Seitenblicken auf Japan und Deutschland, sondern weitert den Blick auf die Strukturmuster globaler, zwischengesellschaftlicher Ungleichheiten, so finden sich auch hier die reichen zehn Prozent, die zu Lasten des Restes immer reicher werden. Zu diesem reichsten Zehntel zählen dann gewissermaßen die fünf genannten Länder *als Ganzes* – und ihre kollektive Position am oberen Ende der Weltreichtumsverteilung ist nicht und schon gar nicht allein dem »Fleiß« ihrer Bürgerinnen oder der »Produktivität« ihrer Wirtschaft geschuldet, sondern maßgeblich auch ihrer strategischen Position in der Weltökonomie und der Verwertung ihres damit gegebenen, historisch ererbten »Kapitals«. Im Weltmaßstab ist die Ungleichheit zwischen den reichen und den armen Ländern größer noch als die Ungleichheit zwischen den Reichsten und den Ärmsten in den ungleichsten Ländern der Welt, also krasser noch als etwa in Brasilien. Entsprechend sticht auch die relative Chancenungleichheit, die sich aus dem

Glück bzw. Unglück ergibt, in Deutschland oder aber in Brasilien geboren zu werden, im Zweifel jene ungleiche Chancenverteilung aus, die von der Lotterie des Lebens für Neugeborene innerhalb der deutschen oder brasilianischen Gesellschaft bereitgehalten wird.

Was also in unseren Breitengraden allzu gerne ausgeblendet wird und was sowohl einem auf den Reichtum von Einzelpersonen fixierten wie einem auf innergesellschaftliche Ungleichheiten konzentrierten Blick entgehen muss, ist der Sachverhalt, dass die damit sichtbar werdenden Verteilungsmuster eingelagert sind in eine umfassendere, globale Ungleichheitskonstellation. Eine Konstellation, die aber offenkundig unsichtbar ist – und auch unsichtbar bleiben soll. Korzeniewicz und Moran machen sich in ihrem Buch *Unveiling Inequality* (zu Deutsch etwa: »Ungleichheit offenlegen«) den statistischen Spaß, eine fiktive Gesellschaft zu konstruieren, der allein die in US-amerikanischen Haushalten gehaltenen Hunde angehören. Die im Jahr 2008 je Haushalt getätigten durchschnittlichen Ausgaben für die Hundehaltung setzen sie als das »Pro-Kopf-Einkommen« dieser gedachten Gesellschaft – und siehe da, »Hundeland« (*dogland*) positioniert sich im Weltmaßstab unter den Ländern mittleren Einkommens, oberhalb von Staaten wie Paraguay oder Ägypten, besser gestellt als vierzig Prozent der Weltbevölkerung. Wohl dem also, der ein Hund ist – zumindest in den Vereinigten Staaten.